



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Literarische Rundschau

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

noch einmal zu sagen, keineswegs im Zusammenrauben von Edelmetall oder in dem Einfordern von Bucherzinsen äußert, und der sich, wie Weber hervorhebt, immer das Geld zu verschaffen weiß, dessen er bedarf. Ist es nicht ganz offenbar, daß die Vorsehung jene religiöse Erregung des sechzehnten Jahrhunderts zu dem Zwecke erweckt und mit ihr ganze Völker ergriffen hat, um dadurch eine großartige wirtschaftliche und technische Umgestaltung zu bewirken, die moderne Welt zu schaffen? Ihre Seelen gedachten die Calvinisten zu retten, Millionen, ja Milliarden Leibern, und damit natürlich auch den zugehörigen Seelen, haben sie das irdische Leben ermöglicht.

Carl Jentsch



Literarische Rundschau



Es ist eine leider nicht zu bestreitende Tatsache, daß die Dichter Deutschlands ein so geringes Interesse an den politischen Ereignissen und Dingen im weitesten Sinne nehmen, wie keine andre Gruppe geistig tätiger Menschen im Vaterland überhaupt. Wenn man von dem einen Ernst von Wildenbruch und etwa von Johannes Trojan, dem Redakteur des Kladderadatsch, abieht, so muß man schon weit suchen, um Dichter zu finden, die selbst den größten Fragen politischer, nationaler Entwicklung ein erkennbares, ihre Tiefen durchleuchtendes Interesse entgegenbringen. Werden dann einmal Versuche, gar Kollektivversuche nach dieser Richtung gemacht, so kommen wunderbare Dinge zutage, wie bei der Bewegung gegen die sogenannte Lex Heinze. Die Tradition ist jäh abgebrochen. Wilhelm Jordan und Gustav Freytag haben keine Nachfolger gehabt, und es ist deshalb heute ein recht wehmütiger Genuß, Dichterstimmen aus frühern Jahren deutscher Entwicklung wieder lebendig zu machen, Dichterstimmen von Männern, die nicht fern dem großen Leben der Nation und fremd ihrer täglichen harten politischen Arbeit, so oder so in Gleichgiltigkeit oder gar in dekadenter Nichtachtung lebten, sondern die mit jedem Atemzug nationaler Erwartung und nationaler Enttäuschung mitjubelten und mitzitterten. Es kommt gar nicht darauf an, einen solchen Dichter, wie das etwa mit Herwegh geschah, auch einmal ordentlich zu überschätzen, wenn man nur einen hat. Ferdinand Freiligrath war so einer, und sich das wieder gegenwärtig halten, ist die schönste Freude, die uns aus der Beschäftigung mit seinen Werken heute erblühen kann. Die wohlgeordnete Ausgabe, die Ludwig Schröder in der bekannten trefflichen Hessischen Klassikerbibliothek veranstaltet hat (Ferdinand Freiligraths sämtliche Werke in zehn Bänden mit Bildnis usw. Leipzig, Max Hesse), bietet dazu in bequemer Form und in noch nicht erreichter Vollständigkeit Gelegenheit. Gewiß war auch Freiligrath kein Lyriker, der aus der Tiefe

Kleinodien von unvergänglicher Leuchtkraft emporhob. Dazu gelang ihm der Vers zu schnell, ihm fehlte die Straffheit der Selbstbescheidung, und sogar in jenen uns lieb gewordenen Versen: „O lieb, so lang du lieben kannst“ empfinden wir bereits den Hauch einer Vergänglichkeit, die zu überwinden die Konzentration des Gedichts nicht stark genug ist. Aber wenn Freiligrath ohne jede Pose aus einem, wie seine Geständnisse ergeben, von selbst erwachsenen Herzensdrang heraus mitjubelt in dem Jubel seiner Tage und mitjammert unter ihrem Druck — dann geht auch uns, die wir diesen Kämpfen nun lange entrückt sind, das Herz auf. Wenn wir den großen Erfolg seines ersten Gedichtbandes verstehen wollen, müssen wir uns schon umständlich in die Zeit seines Erscheinens versetzen. Um die Wirkung des „Glaubensbekenntnisses“ oder des *Ca ira!* nachzufühlen, bedarf es dessen nicht. In diesen Versen bebt und lebt zu viel Durchrungsnes, von einer starken Seele ganz Durchempfundes, und ihr Bestes wird und soll noch auf lange hin nicht vergessen sein. Die neue Ausgabe bringt in dem nun schon gewohnten Gewande alles, auch an Übersetzungen, was von dem Dichter überhaupt dem Druck zugänglich war. Die Biographie von Ludwig Schröder ist wohl aus verlagstechnischen Gründen nicht so ausführlich geworden, wie sie Schröder nach verschiedenen eingestreuten Bemerkungen gern gegeben hätte. Wir hätten es ihm gedankt, ebenso wenn es möglich gewesen wäre, die Anzahl der prächtigen Briefe des Dichters auch in dieser Ausgabe noch zu vermehren. Hoffentlich findet Freiligrath, dessen Persönlichkeit in ihrer ganzen hellen Lebensfähigkeit, in ihrem mutvollen Idealismus klar hervortritt, von neuem viel Verbreitung.

Wenn Freiligrath und seine Zeitgenossen, auf welcher Seite sie auch standen, den politischen Umschwung der Dinge aufs heisseste mitempfanden, so hat doch kaum einer die große technische Umwälzung im zweiten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts nach ihrer vollen Bedeutung erfaßt. Auch wer nicht, wie Justinus Kerner, grollend die Tür verschloß vor Dampf und Kohlenstaub, wußte doch die eigentümliche Bedeutung, die eigentümliche Schönheit dieser Umwälzung kaum zu fassen. Max Eyth, von dem ich im 22. Heft an dieser Stelle geschrieben habe, hat das oft beklagt und war selbst Poet genug, an seinem Teil die Lücke auszufüllen. Und eine ihm verwandte Gestalt ist Max Maria von Weber, dessen gesammelte Schriften seine Tochter, Frau Maria von Wildenbruch, jetzt unter dem Titel „Aus der Welt der Arbeit“ (bei G. Grote in Berlin) neu herausgegeben hat. Auch Weber, der Sohn des großen Komponisten, war Ingenieur, Eisenbahner; auch er empfand zugleich durchaus als Künstler und wußte die Eindrücke, die Beruf und Leben ihm brachten, in einer Form wiederzugeben, die sich der Dichtung zum mindesten nähert. In dem köstlichen, nicht genug zu empfehlenden Buche, zu dem Ernst von Wildenbruch eine tief-ernste Einleitung und der verstorbene Max Sähns eine warme Biographie geschrieben haben, finden sich prachtwolle Sachen. Techniker, denen wir viel verdanken, ohne gemeinhin viel von ihnen zu wissen, werden in scharfer Profilierung

dargestellt. Das Leben des Lokomotivführers auf den Schienen, in eifriger Winternacht, bei einer Katastrophe, wird anschaulich und immer aus einer Perspektive dargestellt, die die Erzählung über die Höhe eines Tagesfeuilletons weit hinaushebt. Dazwischen werden noch lehrreiche Vergleiche der verschiedensten Eisenbahnsysteme gezogen, große Brückenbauten und andre schwierige technische Arbeiten liebevoll und ohne eine Spur von Langeweile dargestellt. Max Maria von Weber, das lehrt jede Zeile, muß einer der eigenartigsten Menschen gewesen sein, die Deutschland gekannt hat. Er erscheint als eine glänzende Mischung zwischen dem praktischen Mann des industriellen Aufschwungs unsrer Tage, wie ihn die germanische Rasse zuerst in den angelsächsischen Ländern ausgebildet hat, und dem humanistisch gebildeten und gerichteten Deutschen der Tage seines Vaters und seiner Jugend.

Ich kann noch einmal auf meinen letzten Aufsatz zurückgreifen, worin ich Lulu von Strauß und Torney als Novellistin pries. Sie hat inzwischen einen Roman „Lucifer“ veröffentlicht (bei Egon Fleischel u. Co. in Berlin), der von ihrem Talent eine noch stärkere Vorstellung gibt. Wieder eine historische Erzählung, wieder mit außerordentlicher Lebendigkeit hingestellt in ihre Zeit, und diesmal doch zugleich mit wärmerm Anteil an den dargestellten Menschen. Das Prachtstück unter den vielen Charakteristiken ist der Bischof von Olmütz, ein Schaumburger, der den großen Kreuzzug gegen die Stedinger mit anführt. Ein Mann, den Lulu von Strauß in dem ganzen Buch nicht viel sprechen läßt, und der doch in jedem Zuge so lebendig wird wie kein zweiter, wie selbst der Held kaum. Es ist ein ehrliches Stück Kunst, das hier niedergelegt ist, und zugleich ein höchst spannendes Werk, was man ja auch einmal hervorheben darf.

Auch der neue Roman von Clara Viebig *Absolvo te* (ebenfalls bei Fleischel u. Co.) beginnt so, als ob er in starker Spannung zu Ende gehn würde. Aber leider läßt dieser Eindruck sehr bald nach. Schon die überreichen Wiederholungen derselben Vorgänge und derselben Empfindungen ermüden auf die Dauer. Wir haben schließlich wirklich kein Interesse mehr daran, ob Herr Tiralla von seiner Frau umgebracht wird oder nicht, und wir verlieren auch jedes Interesse an dieser Frau, die auf die Dauer nichts als unsympathisch, bar jedes menschlich wahren Zuges wirkt. Der Grundfehler liegt freilich da, wo wir ihn leider bei Frau Viebig schon öfters haben suchen müssen. Diese hochbegabte Frau, deren Schaffen in den letzten Jahren ja in diesen Blättern regelmäßig verfolgt worden ist, geht immer wieder Pfade, die gerade sie nicht zum Ziele führen können. Denn die Verquickung katholischer Gläubigkeit mit einer beständigen Sucht zum Verbrechen, wie sie in Frau Tiralla dargestellt sein soll, ist gewiß ein Problem, das einen Dichter reizen kann. Und ich zweifle nicht, daß zum Beispiel eine Enrica von Handel-Mazzetti oder Lulu von Strauß so etwas darstellen könnten. Frau Viebig fehlen hierfür die innern und wohl auch die äußern Maßstäbe. Sie ist in der Eifel zu Hause, kennt

sich dort, am Rhein, und was die Hauptsache ist, in den Seelen der Bürger und kleinen Leute ihrer Jugend aus wie wenige. Ihre Eifelnovellen und ihre „Wacht am Rhein“ waren dafür glänzende Zeugnisse. So oft sie sich, von einem falschen Ehrgeiz oder einer schiefen Selbstbeurteilung schlecht beraten, äußerlich oder innerlich auf andre Gebiete gewagt hat, ist ihr die Vollendung eines runden Kunstwerks, ja auch nur (was wir dankbar hinnehmen würden) eines fesselnden Unterhaltungsromans versagt geblieben. Und diesmal fehlen sogar die reizvollen Einzelheiten, die sonst noch jedes ihrer Bücher aufwies. Ich möchte wünschen, daß wir einmal drei Jahre lang gar nichts von Frau Viebig zu lesen bekämen, und glaube, daß sie uns dann wieder etwas geben könnte, was auf der in allzu hastiger Produktion verlassenen Höhe früherer Schöpfungen steht.

Eine dritte Frau, Emma Flügel, die unter dem Namen Ernst Dahlmann schreibt, scheint am Beginn eines Aufstiegs zur Kunst und zum Erfolge zu sein. Freilich fehlt ihrem neuen Buch „Lüttjendörp. Eine niedersächsische Dorfgeschichte“ (Leipzig, Alwin Schmidt) die volle Rundung zur Einheit. Über der Wiedergabe vieler Einzelheiten dörflichen Lebens ist der Verfasserin das zusammenhaltende Band ein wenig entglitten, und so bleiben es mehr einzelne Bilder, was wir mitnehmen, als ein ganzes Gemälde. Diese Bilder aber zeigen einen großen Fortschritt gegen den frühern Roman „Imme“ (vgl. Grenzboten vom 15. September 1904) in der Echtheit der Zeichnungen. Es „stimmt“ eigentlich alles und geht über früheres auch hinaus in einem manchmal bitteren, im großen und ganzen aber erquickenden Humor. Emma Flügel, die bisher im Schatten stand, scheint nun ins Licht zu rücken. Ich schließe das besonders aus einem der letzten Hefte des Kunstwarts. Ich freue mich dessen und wünsche ihrem äußern Aufstieg die erfreuliche Folgerichtigkeit ihres innern Wachstums.

Auch Diedrich Speckmann hat in den letzten Jahren mit seinen beiden niedersächsischen Erzählungen „Heidjers Heimkehr“ und „Heidehof Lohe“ (beide bei Martin Warnke in Berlin) verdienstermaßen Erfolg gehabt. Es sind reine, schlichte, stille Bücher, bei denen das Poetische wie von selbst aus den geschilderten Menschen und Dingen hervortritt. Die Menschen der Lüneburger Heide, um die es sich hier handelt, sind gegeben in einfacher Anschaulichkeit. Es wird nicht der Versuch gemacht, durch straffe Führung konzentriertes Leben zu geben, sondern Speckmann erzählt unbesorgt weiter im Flusse seiner Geschichten. Unbesorgt auch betont er die Tendenz seiner Bücher zur Heimat und zum Festhalten am Alten, solange das Neue nur neu und nicht auch erprobt gut ist. So wenig wie sich die Tendenz aufdrängt, so wenig tun es Speckmanns Menschen, mit denen wir gern zusammen sind. Es wird freilich kaum einer von ihnen als starke Einzelercheinung in uns weiter leben; dazu ist Speckmanns dichterische Gestaltungskraft nicht groß genug, und dazu erhebt er sich auch auf der andern Seite wohl mit Absicht nicht genug über das Typische. Es sind reine Bücher, gute Bücher insbesondrer für die deutschen Häuser, in

denen man nicht nur die Zeitung und den neuesten Sensationsroman oder das neueste angebliche Bekenntnisbuch liest.

Der Erzähler Hermann Stegemann tritt in diesem Jahre mit einem Band Gedichte vor das Publikum: *Vita somnium breve* (bei Egon Fleischel u. Co. in Berlin). Die Kunst Stegemanns in diesen Versen bringt nicht den lauten Schrei einer ersten Leidenschaft, sondern den vollen, aber durch die Erfahrung reifer Jahre abgetönten Nachhall.

Die goldne Wage meines Lebens schwebt
Im Gleichgewicht; kaum daß das Zünglein bebt.

Und in den gleichgestellten Schalen ruht
Des Lebens Last und heimgelachtes Gut.

Die eine trägt, was mir im heißen Drang
Der Kampf des Daseins auf den Nacken zwang.

Trophäen sind darüber angehäuft,
Doch Schweiß und Blut davon herniederträuft.

Und in der andern ruht auf blankem Erz,
Aufwiegend alles, meines Weibes Herz.

Echte Lebenslaute, in deren schönem Fluß fast nirgends Ungeschmack der innern oder äußern Form zu vermerken ist. Nächtliche Phantasien, die nicht schematisch dargeboten werden, sondern aufs klarste immer persönlichen Erlebnissen entwachsen sind. „Auf und nieder in der Nacht“ geht der Rhythmus der Verse anders als am hellen Tage. Kurz und gut, ein schönes Buch, aus dem ein männlicher, warmer Geist spricht, nicht unbedingt originell, aber künstlerisch gebündigt und lebenswahr wie wenige unsrer Dyrker.

Von dem Versbuch „Thanatos“, das A. R. T. Zielo (bei Axel Juncker in Stuttgart) herausgegeben hat, könnte man fast Satz für Satz das Gegenteil sagen wie von dem Stegemanns. Es ist noch keineswegs reif, der unausgetragenen Phantasien und Gedanken sind viele, überall wird Originalität auf abseitsliegenden Wegen erstrebt und oft genug erreicht. Ein junges Herz gibt sich hier, wo dort ein Mann, der über die erste Höhe schon hinaus ist, Garben sammelt. Dafür ist Zielos Buch freilich ein starkes Versprechen für die Zukunft, ein ungewöhnliches Zeichen dafür, wie unsre junge Kunst heute lebt. Zielo ist ein Ostpreuße aus Litauen, dessen Kunst mir schon auffiel, als wir uns im Musenalmanach Berliner Studenten von 1896 zuerst begegneten. Er hat seitdem unablässig an sich gearbeitet und sich vor allem an Spitteler erzogen, dessen Formenstrenge er anstrebt. Nur fehlt ihm der romanische Einschlag, der bei Spitteler unbedingt herauszufühlen ist, dafür hat er das Erbteil seiner litauischen Heimat, das heißt in diesem Falle gerade das Gegenteil, nämlich eine auf schroff geformtes Wesen nicht gerichtete, dämmerige Naturschilderung. Den Kampf dieser beiden Elemente in Zielo zu beobachten, ist reizvoll, und er ergibt in dem reichen Buch oft genug Meisterwerke. So wenn sich in dem „Kinderspiel“ die Mittagsstimmung eines litauischen Dörfchens gebannt sieht

in prächtig aufgebaute Neunzeiler, so wenn umgekehrt der antike Stoff der Penelope in weichfließende Gewänder gekleidet wird. Ich setze dieses Gedicht ganz hierher.

Penelope

„Odysseus kommt“, so rann es nächtig raunend
Durch Plutos schwarze, nebelnde Zypressen.

„Odysseus kommt! Auch ihn, den meerumstürzten,
Ruhmvollen Helden mit dem Denkerhaupte
Hinstreckte Thanatos. Schon raucht gen Himmel
Auf Ithaka des Königs Flammengruft.“

„Odysseus kommt.“ Und aus dem Schwarm der Schatten
An des Rokyos fahles Felsenufer
Vordrängten all die fürsilich hohen Frauen,
Die ihn geliebt: die bleichverhärmte Mutter,
Nausikaa, schlant, des Phäakenlandes
Tiefsschöne Tochter — lauschend mit Kalyppo
Die kluge Kirke, scheu gefolgt von Löwen,
Zulezt Athene mit gesenktem Speere,
Im schlichtgewohnten Auge leuchten Glanz.

Doch zwischen ihnen glitt gedämpftes Fragen:

„Odysseus kommt — wo weilt Penelope?

Sie, die auf ihn gewartet zwanzig Jahre,
Vom Sumpfe frecher Freier unvergiftet,
Bergaß die Gattin ihn in dem Gefilde
Des immergrünen Elysiums?“

Und dumpfer schluchzte die unwölkte Welle,
Und Ruderschläge schollen. Charons Nachen
Hervälzte sich durch Dunst und Todesgrauen —
Bersonnen hob sich eine greise Schläfe,
Zwei Arme kreuzten sich im Purpurmantel
Auf starrer Brust —

Da traf das graue Schweigen,
Das Klageruf und Gruß sonst unbarmherzig
Erbrückt, ein greller Schrei.

Und jäh vom Abhang
Wie dämmeriges Randgeröll sich löste
Ein Schatten, o, der stillste aller Schatten,
Der unbemerkt seit Monden dort gekauert —
Um's müde Antlitz wogten Witwenschleier —
Sie war es, die Vermißte, Leidverlorene,
Die ewig nur im Herzen Einen trug.
Die schweren Säume raffend, Kielentgegen
Ihr Fuß stob in das eisige Gewässer.
Schon aber zog Odysseus die Geliebte
Zum Felsenbord.

Da bebten sie und hielten
Sich fest umschlungen — die versehnten Lippen
Fanden sich neu, die blassen Lippen färbte
Ein Hauch von Blut und Jugend — holde Ahnung
Berließ den blassen Lippen Morgenschimmer —

So tranken sie sich Lethe. Traumhaft neigte
 Raum ihren Frieden grüßendes Gemurmels,
 Als nickten ihnen bange Spiegelbilder
 Im Scheine schwankenden Asphodelos!
 Doch Pallas streute, herrlich helmbuschflatternd,
 Auf ihrem Pfad mattroten Mohnes Zauber
 Und silbertauige Narzissenpracht.
 Und während Nacht und Schweigen sich vertieften,
 Auf Blumen schwebten sie aus Traum und Trauer,
 Im Blicke heilige Klarheit, Hand in Hand
 Vorüber an den Klüften der Verdammten
 Geradeswegs ins leuchtendste Gefilde
 Elysiums.

Daneben finden sich Stücke litauischer Natur in das knappste Kleid gepreßt und Balladen von starkem Gehalt, nicht ohne Humor, freilich auch nicht ohne Unausgeglichenheiten. Jedenfalls aber ist Tielo ein Dichter, der in der Gegenwart auf eignen Füßen steht, und von dem wir Bedeutendes zu erwarten haben. Der Band enthält von Anfang bis zu Ende nichts, was bloß klappert, nichts, was nur gereimt worden wäre um des Reimes willen, ohne innern Zwang.

Das Beste habe ich mir heute bis zuletzt aufgehoben. Richard Dehmel läßt seine gesammelten Werke in zehn wohlfeilen Bänden (bei S. Fischer in Berlin) erscheinen. Es liegen bis jetzt drei vor, die die Gedichtsammlungen „Erlösungen“, „Aber die Liebe“, „Weib und Welt“ enthalten. Was zuerst Bewunderung verdient, ist der Bienenfleiß, mit dem Dehmel hier die alten Sammlungen umgearbeitet, in manchen Gedichten Zeile für Zeile geändert und gewandelt hat. Es ist doch wahrlich ein Zeichen hoher künstlerischer Vornehmheit, wenn man sich noch in so schaffensfrohen Jahren nicht mit dem Abdruck alter Auflagen begnügt, sondern immer wieder feilt und bessert, um sein Werk reiner und reiner zu gestalten. So wird es gewiß nötig sein, wenn alle zehn Bände vorliegen, und das ist für das Jahr 1909 versprochen worden, sich die bisherige Lebensarbeit dieses Dichters ganz von neuem zu vergegenwärtigen. Heute genüge ein Hinweis. Die Zeit ist ja vorbei, wo Dehmel ein Besitz ganz enger Kreise war, der von Fernstehenden teils absichtlich gemieden, teils belächelt wurde. Immer weiter ist die Erkenntnis gedrungen, in alle Lager der Literaturgeschichte und der Kritik, soweit beide ernst zu nehmen sind, und zu Kunstfreunden aller Art, an denen das materiell aufsteigende Deutschland doch schließlich auch reicher wird: die Erkenntnis, daß in diesem Dichter so viel von der besondern Art und Größe unsrer Zeit lebt wie in keinem andern. Dehmel ist der stärkste Gestalter (denn auch der Lyriker gestaltet) seiner Generation. Ich glaube, daß aus seinen Werken einmal nicht nur der künftige Literaturhistoriker, sondern insbesondere der Historiker der Psychologie, der künftige Kulturforscher, lernen werden, was an unsrer Zeit das Eigentümliche, das Große war. Es gibt für mich kaum eine komischere

Behauptung, als daß Richard Dehmel Dekadent wäre. Nein im Gegenteil, während unsre lieben Dekadents aus der „dumpfen Sucht“ nie herauskommen, hat er sich längst zu „lichter Blut“ emporgeläutert. Und wie er äußerlich an seinen Werken bessert, so geht seine innere Entwicklung (das lehrt fast jedes neue Gedicht) immer wieder zur Höhe. Bartels hat jüngst Dehmel als wertvollern und kräftigern Ersatz für Heine empfohlen. So sehr ich wünschte, daß Dehmel annähernd soviel gelesen würde wie heute Heine, so sehr erscheint mir doch die darin liegende Parallele falsch. Mir scheint, daß sich Bartels da durch bestimmte ältere Dehmelsche Gedichte und Gedichtkreise und durch Dehmels persönliche Stellung zu Heine hat verführen lassen. Denn Dehmel wächst nicht nur in seiner lyrischen Kunst weit über Heine hinaus, dem ja Bartels selbst mit Recht einen Platz neben unsern Größten (also Goethe, Mörike, Storm, ich rechne auch Viliencron hinzu) nicht einräumen will; Dehmel bedeutet auch seiner ganzen Weltanschauung, seinem ganzen Ernst, seiner ganzen Persönlichkeit nach viel mehr als Heinrich Heine. Er hat einmal sehr geistvoll Goethe den ewig Trächtigen, Schiller den ewig Trachtenden genannt. Danach würde man ohne Zwang ihn gegenüber seinem Freund Viliencron auf die Schillersche Seite als ewig Trachtenden stellen können. Aber in der seltsamen Mischung der Elemente, die dieser Dichter darstellt, findet sich dann wieder ein Zug troziger Härte des Willens und der Form, wie sie etwa Hebbels Persönlichkeit und Hebbels großartigsten lyrischen Schöpfungen eigen sind. Kurz und gut, das Problem Dehmel ist nicht so einfach, aber es ist in jedem Falle ein Problem. Dehmel ist eine Größe, um die niemand herum kann, und mit voller Absicht empfehle ich deshalb an dieser Stelle die neue, auch äußerlich sehr schöne Gesamtausgabe. Ich vermute, daß unter den Grenzbotelesern viele sind, die Dehmel noch völlig fern stehen. Ich weiß auch, daß mancher, der vielleicht auf diese Zeilen hin seine Bücher vornimmt, sie wieder weglegt, ohne von den Versen nahe berührt zu sein. Das ist einmal nicht anders; gibt es doch heute noch sehr viele, denen zum Beispiel Hebbel oder andre Größen aus der Vergangenheit völlig unzugänglich sind. Aber ich weiß auch, daß sehr viele und gerade reife Männer und Frauen, wenn sie sich nur mit Ernst und Liebe Dehmels Dichtungen nahen, daraus Erquickung und Genuß und die Bekanntschaft mit einem seltsam bedeutungsvollen Geiste schöpfen werden. Dann aber wird Dehmel auch auf sie weiter wirken. Wie er gleich allen überragenden Geistern mit einem Schlagwort nicht zu fassen ist, so soll man auch, ungeblendet durch die Schlagworte derer, die ihn nicht kennen, und derer, die in ihrer krampfhaften Modernität ihn für sich reklamieren, an ihn herantreten. Belohnt wird jeder.

Heinrich Spiero

